

**Zeitschrift:** Theologische Zeitschrift  
**Herausgeber:** Theologische Fakultät der Universität Basel  
**Band:** 41 (1985)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Jung-Stilling bei Flender (1763-1770) : ein Abschnitt auf dem Weg zu seiner "Bestimmung"  
**Autor:** Vinke, Rainer  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-878326>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Jung-Stilling bei Flender (1763–1770)

*Ein Abschnitt auf dem Weg zu seiner «Bestimmung»\**

Ferdinand Hahn zum 18.1.1986

Die Darstellung, die der Arzt, Wirtschaftswissenschaftler und religiöse Volksschriftsteller Jung-Stilling im dritten Teil seiner Autobiographie<sup>1</sup> von seiner Zeit als Hauslehrer und Handlungsgehilfe bei dem Fabrikanten Johann Peter Flender in Kräwinklerbrücke (219–256) gibt, enthält auf den ersten Blick kaum Besonderheiten, die dem Leser rätselhaft erscheinen müssten. Er wird daher die Freude der Hauptperson der Lebensgeschichte teilen, die endlich, nach vielen Irrungen und Wirrungen, ein gutes Auskommen und ein aussichtsreiches Fortkommen gefunden zu haben scheint. Auf den zweiten Blick wird er jedoch vielleicht bemerken, was schon einem Rezensenten kurz nach Erscheinen des kleinen Bändchens auffiel: «dass er (Stilling) auch den redlichen Herrn Spanier (so wird Flender in der Lebensgeschichte genannt) nicht ganz mit dem Danke, den dessen Wohlthaten verdienten, verlies.»<sup>2</sup> Gegen diese Kritik des Rezensenten verteidigte sich der Autor noch im gleichen Jahr: «Der Abschied bei Spanier – Da wüsst ich doch gar nicht, was da sonderliches versehen wäre. Die sonderbare gewaltsame Hinreissung zur Verlobung mit seiner Christine, die ihm selber Angst machte, die erheischte doch nun endlich einmal einen Abschied von dem braven Manne, und mir dünkt noch immer, ein siebenjähriger sehr schwerer und äusserst treuer Dienst, der Stillings Glieder auf immer geschwächt hat, und das gegen einen sehr mässigen Lohn, so dass man bei aller Sparsamkeit am Ende keinen Heller mit aus dem Hause nimt, und kaum nothdürftige Kleider hat, sei doch eben kein undankbarer Abschied zu

\* Herrn Prof. Dr. G. A. Benrath habe ich für die kritische Durchsicht des Manuskripts und manchen wertvollen Hinweis sehr herzlich zu danken.

<sup>1</sup> Johann Heinrich Jung-Stilling, Lebensgeschichte. Vollständige Ausgabe, mit Anmerkungen herausgegeben von G. A. Benrath. Wenn nicht anders vermerkt, wir nach dieser Ausgabe zitiert. Der 3. Teil findet sich S. 187–288.

<sup>2</sup> Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit 1779, 219 f.

nennen.»<sup>3</sup> Damit ist der Vorwurf der Undankbarkeit zunächst zwar einmal entkräftet; dem Bild, das die Lebensgeschichte von Flender und dem Abschied aus seinem Haus zeichnete, wird aber ein neuer, bis dahin unbekannter Zug hinzugefügt, denn dort war von körperlicher Arbeit, die die Glieder auf immer schwächte, und von Vorwürfen wegen mangelnder Bezahlung nicht die Rede. Im Gegenteil, so hiess es dort, habe ihm der rechtschaffene Mann reichlich gegeben, was er brauchte, und wenn er alles rechne, so habe er jährlich «ein ziemliches» empfangen (256 f.). Doch scheint Jung selbst seine Verteidigung mit dem Hinweis auf die schlechte Bezahlung als zu schwach empfunden zu haben. Er fügt nämlich noch hinzu: «Und hier dringt mich abermal die Noth zu gestehen, dass auch ein gewisser Umstand bei der Sache obwaltete, der in alles mitwirkte, und Stilling nöthigte, so und nicht anders zu handeln, wenn er seinem Gewissen nach zu Werke gehen wollte.»<sup>4</sup>

Der hellhörige Leser, neugierig darauf, was mit dem «gewissen Umstand» gemeint ist, liest den entsprechenden Abschnitt mit anderen Augen. Er stellt fest, dass Flender und seine Familie in der Lebensgeschichte äusserst selten vorkommen. Ohnehin sind 38 Seiten Text für die sieben entscheidenden Jahre, die er in Kräwinklerbrücke verbrachte, nicht zu viel. Der ganze dritte Teil behandelt nämlich die Jahre 1762 bis 1772 auf knapp 100 Textseiten, und da hätten die bei Flender verbrachten Jahre 1763–1770 von vornherein einen höheren Anteil verdient. Hinzu kommt, dass von den ohnehin knapp bemessenen 38 Seiten höchstens sieben (!)<sup>5</sup> sich mit Flender selbst und mit Jungs Tätigkeit bei ihm befassen, ganz zu schweigen davon, dass die Familie und die Fabrik Flenders kaum vorkommen.

Daraus den Schluss zu ziehen, Jung habe sich dort nicht wohl gefühlt, wäre verfehlt. Geradezu enthusiastisch tönt gleich zu Beginn der Darstellung der Satz: «Er (Flender) behandelte ihn (Stilling) alsofort als einen Freund, und Stilling fühlte wohl, dass er nunmehr bey Leuten wäre, die ihm Freude und Wonne machen würden.» (230) Auch der sachliche Ertrag dieser Zeit wird ausserordentlich positiv gewürdigt: «Der vergnügte Umgang aber, den Stilling mit Herrn Spanier hatte, war über alles. Sie waren recht vertraulich zusammen, redeten von Herzen von allerhand Sachen, besonders war Spanier ein ausbündiger geschickter Landwirth und

<sup>3</sup> Ebd. 299.

<sup>4</sup> Ebd. 1779, 300.

<sup>5</sup> 219–222 – 3 Seiten Vorgeschichte, 230–231 – 1½ Seiten, 236 – 4 Zeilen, 245 – 1 Seite, 256–257 – 1 Seite.

Kaufmann, so dass Stilling oftmahls zu sagen pflegt, Herrn Spaniers Haus war meine Academie, wo ich Oeconomie, Landwirthschaft und das Commerzienwesen aus dem Grund zu studieren Gelegenheit hatte.» (231)

Die letzte Bemerkung erinnert daran, dass Jung diesen Abschnitt im Jahre 1778 schrieb, als er im Begriff war, seine Arztpraxis in Elberfeld aufzugeben und eine Professur für Wirtschaftswissenschaften an der Kameral-Hohe(n)-Schule in Kaiserslautern anzutreten.<sup>6</sup> Umso mehr verwundert es, dass er diese Gelegenheit nicht benutzt, seine Zeit bei Flender als gute praktische Vorbereitung auf sein neues Amt etwas eingehender zu beschreiben. Sein Medizinstudium allein<sup>7</sup> hätte nämlich als Qualifikation für die neue Stellung sicher nicht ausgereicht.

Im Gegensatz zu den so überaus freundlich gehaltenen Worten am Anfang zeigt das Ende der Darstellung bei allen positiven Aussichten, die sich für Stilling mit dem Medizinstudium nunmehr bieten, doch eine sehr distanzierte Färbung. Auf sein «höflich und freundschaftlich» angekündigtes Vorhaben, zum Studium wegzuziehen, habe Flender nicht ein Wort geantwortet: «aber von dem an war sein Herz von Stilling ganz abgekehrt, so dass ihm das letzte Viertel Jahr noch ziemlich sauer wurde, nicht dass ihm jemand etwas in den Weg legte, sondern weil die Freundschaft und das Zutrauen ganz hin war.» Beim Abschied weint zwar «Herr Spanier» «blutige Thränen», «aber er sagte kein Wort weder gutes noch böses» (256). Wenn Jungs Darstellung zutrifft, und es deutet nichts darauf hin, dass er hier nicht wahrheitsgemäss berichtet, dann ist die Reaktion Flen- ders unverständlich. Sicher hatten er und seine Familie sich in den vergangenen sieben Jahren an den freundlichen Hauslehrer und zuverlässigen Handlungsgehilfen gewöhnt. Aber eine solche Reaktion auf die Ankündigung seines Weggangs erscheint dennoch zu stark. Es deutet also abermals etwas auf einen «gewissen Umstand» hin, den Jung in seiner Antwort auf eine frühe Rezension seiner Lebensgeschichte angeführt hatte, um seine Darstellung zu rechtfertigen.

Im Folgenden soll versucht werden, diesen «gewissen Umstand» in Erfahrung zu bringen. Dazu ist es notwendig, kurz (I) den äusseren Weg und inneren Werdegang Jungs bis zu seiner Zeit bei Flender zu schildern.

<sup>6</sup> H. Webler, Die Kameral-Hohe-Schule zu Lautern (1774–1778). Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, Bd. 43, Speyer 1927; «Jung wurde unterm 19. September vom Landesfürsten bestätigt und zog schon Anfang November 1778 als ordentlicher öffentlicher Professor der Landwirtschaft, Technologie, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde in Lautern ein.» (70).

<sup>7</sup> Jung studierte nach seiner Zeit bei Flender Medizin in Strassburg und promovierte 1772 zum Dr. med. Vgl. 262–287.



Danach (II) muss die Darstellung dieser Zeit in der Autobiographie genau nach Hinweisen durchgesehen werden, wobei die Geschichte der Familie Flender<sup>8</sup> zu berücksichtigen ist. Schliesslich sind (III) alle erreichbaren Äusserungen Jung-Stillings zu dieser Zeit, die sich nicht in der Lebensgeschichte finden, zu Rate zu ziehen. Hieraus ist Fehlendes zu ergänzen, und gewonnene Ergebnisse sind daran zu überprüfen.

# I

Johann Heinrich Jung wurde 1740 in Grund bei Hilchenbach, einem kleinen Ort des Siegerlandes geboren. Seine Mutter starb, als er noch klein war.<sup>9</sup> Der Vater, ein Schneider, der gelegentlich auch als Schulmeister arbeitete,<sup>10</sup> fiel daraufhin in tiefe Schwermut, so dass die Erziehung des kleinen Jungen von den Grosseltern, Eberhard und Margarethe Jung, übernommen werden musste. Die Gestalt des Grossvaters dominiert im ersten Teil der Lebensgeschichte. «Eberhard, Kohlenbrenner und Bauer, gleichzeitig ein Fürst der wahren Welt, verkörpert den inneren Adel eines einfachen, frommen und erfüllten Lebens.»<sup>11</sup>

Nachdem der Vater den ersten Schmerz über den frühen Verlust seiner Frau überwunden hatte und seine Wehmut einer gesprächigen und vertraulichen Traurigkeit gewichen war (40), übernahm er die Erziehung seines Sohnes selbst. Während dieser Zeit stand er unter dem Einfluss von Separatisten (41–45), die im benachbarten Berleburg lebten. Er liest Fénélons Traktate und die «Nachfolge Christi» des Thomas a Kempis.<sup>12</sup> Den kleinen Sohn erzieht er asketisch hart und streng. Mit anderen Kindern zu spielen, wird ihm absolut verboten. So lernt der Kleine sehr schnell Lesen

<sup>8</sup> W. Weyer, *Geschichte der Familie Flender*, 2. Bd.: Von der Zeit des Dreissigjährigen Krieges bis zur Gegenwart, Bocholt 1961, 161–196.

<sup>9</sup> 19.4.1742. Lebensgeschichte 36 f. und 708 (36).

<sup>10</sup> «29.9.1749 auf Michaelis zog ich mit meinem Vater nach der Allenbach, einem Dorfe eine Stunde weit von meinem Geburts Ort, wo er Schulmeister wurde, und ich bey ihm in die Schul gieng.» (695)

<sup>11</sup> I. Bertolini, *Studien zur Autobiographie des deutschen Pietismus*, Diss. phil. Wien 1968, 340.

<sup>12</sup> Zu Fénelon und Thomas a Kempis vgl. Benrath, *Lebensgeschichte* 709, A. (44). Allerdings wird Helman Jung die Ausgabe von Mathias Claudius wohl noch nicht gelesen haben können. Wahrscheinlich hat er die 1743 in Frankfurt bei Esslinger erschienene benutzt. Vgl.: *Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen 1700–1948*, bearbeitet von H. Fromm, Bd. 3, Baden-Baden 1951, 19, Nr. 8907.

und Schreiben. Seine Lektüre besteht aus Gottfried Arnolds «Leben der Altväter», der «Historie der Wiedergebohrnen» von Joh. Heinr. Reitz und aus Märchen- und Sagenliteratur,<sup>13</sup> durch die der kleine Geist ungeheuer angeregt wird. Jedoch muss er auch jeden Morgen ein Stück aus dem Heidelberger Katechismus lesen und auswendig lernen.<sup>14</sup> Seine Erziehung trägt demzufolge allenfalls separatistische Züge, ist jedoch nicht kirchenfeindlich ausgerichtet. Als Neunjähriger besucht er mit seinem Vater zum erstenmal den Gottesdienst, er geht später in den kirchlichen Unterricht und wird mit 14 Jahren konfirmiert (54, 89 und 90).

Schon früh bemerkt seine Umgebung, dass der Kleine besonders begabt ist: «Der Junge entflucht uns, die Federn wachsen ihm grösser, als je einer in unserer Freundschaft gewesen; wir müssen beten, dass ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle» (49), äussert der Grossvater. Selbst der Pfarrer des Kirchspiels Hilchenbach, der den Aufstieg eines einfachen Bauernjungen nicht unbedingt gerne sah,<sup>15</sup> meinte: «Euer Kind wird alle seine Voreltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Ruthe zu halten; der Junge wird ein grosser Mann in dieser Welt.» (51)

Als er neun Jahre alt war, sprach der Vater zum erstenmal mit ihm über seinen beruflichen Werdegang: «Befleissige dich auf alles wozu du Lust hast, es soll dir an Büchern nicht fehlen, doch aber, damit du etwas gewisses habest, womit du dein Brod erwerben könntest, so must du mein Handwerk lernen. Wird dich denn der liebe Gott in einen bessern Beruf setzen, so hast du Ursach ihm zu danken.» (53)

Doch schon während seiner Zeit als Lateinschüler in Hilchenbach zwischen 1751 und 1755<sup>16</sup> wird ihm das Schneiderhandwerk verhasst. Sein eigentliches Berufsziel sucht er demzufolge anderswo: «deswegen sehnte er sich unbeschreiblich, einmal Schulmeister zu werden; dieses war in seinen Augen die höchste Ehrenstelle, die er jemals zu erreichen glaubte. Der Gedanke, ein Pastor zu werden, war zu weit jenseits seiner Sphäre» (86). Bereits hier bestätigt er für sich selbst die Richtigkeit seines Planes durch

<sup>13</sup> Vgl. die instruktive Anmerkung Benraths zur frühen Lektüre Jung-Stillings, *Lebensgeschichte* 709, A. (46).

<sup>14</sup> Es ist nicht richtig, die Eltern Jungs als «religiöse Schwärmer» zu bezeichnen, wie D. Cunz dies im Nachwort zu seiner Ausgabe der *Lebensgeschichte* tut, Stuttgart 1968, 369. Der Vater meidet nur nach dem Tode seiner Frau die Kirche wie auch den Umgang mit den meisten Menschen für einige Jahre. Separatist und Schwärmer aber war er nie.

<sup>15</sup> «Nur dann war er ausgelassen, und unerbittlich, wenn er sahe, dass jemand von geringem Stand Miene machte, neben ihm empor zu steigen.» (175)

<sup>16</sup> Die Zahlen sind dem «Merkbuch Jung-Stillings mit wichtigen Daten aus seinem Leben» entnommen. Abgedruckt im Anhang zur *Lebensgeschichte*, hg. v. G.A. Benrath, 690–697.

einen Syllogismus: «Gott hat mir diesen Trieb nicht umsonst eingeschaffen, ich will ruhig seyn, Er wird mich leiten, und ich will ihm folgen.»<sup>17</sup>

Die sieben Jahre von der Konfirmation bis zum Weggang aus seiner Heimat<sup>18</sup> sind ein einziger Kampf um die Durchsetzung dieses Planes. Nicht weniger als vier Lehrerstellen an öffentlichen Schulen und zwei Anstellungen als Hauslehrer hatte er während dieser Zeit.<sup>19</sup> Sein Scheitern in allen diesen Stellungen ist nie in intellektuellem Unvermögen begründet. Einmal sind es Intrigen, ein andermal Disziplinschwierigkeiten und schliesslich auch einmal eine verzeihliche Dummheit. Jedesmal, wenn er gescheitert ist, muss er zu seinem Vater, der inzwischen wieder geheiratet hat, zurückkehren. Das heisst für ihn, von neuem entweder an die Nähnaedel oder an die Feldarbeit gehen. Die Ausübung des Handwerks, das er gut beherrscht, bedeutet die Hölle für ihn (138). Er schämt sich, wenn er wieder als Schneider arbeiten muss (102 f.). Ganz schlimm wird es jedoch, wenn er Feldarbeit verrichten muss, «er hatte kein Glied an sich, das zu dergleichen Geschäften gemacht war.» In diesem Fall empfindet er dann sogar das ungeliebte Schneiderhandwerk als Erquickung seiner zerknirschten Glieder (114).

Der Lohn eines Schulmeisters betrug damals nur 25 Reichstaler. Die meisten von ihnen besserten in ihrer Freizeit dieses kleine Gehalt durch die Ausübung eines Handwerkes auf. «Das aber war nun Stillings Sache nicht», bemerkt er lapidar und fügt als Begründung an: «er wusste in der übrigen Zeit weit was angenehmeres zu verrichten; dazu kam noch, dass er zuweilen ein Buch oder sonst etwas kaufte, das in seinen Kram diente, daher gerieth er in dürftige Umstände, seine Kleider waren schlecht und abgetragen, so dass er aussahe als einer der gern will und nicht kann.» (162)

<sup>17</sup> Ebd. Der gleiche formallogische Sachverhalt liegt vor, wenn seine Mutter äussert: «Gott hat ja meine Seele und mein Herz gemacht, das so wünschet; er würde es nicht so gemacht haben, wenn ich unrecht wünschte, und wenn es nicht so wäre.» (31) Zwar hat Bertolini (o. A. 11, 354) recht, wenn er betont, dass der «Vorsehungsplan» erst in Jungs Gespräch mit seinem Vetter Goebel formuliert wird. Aber er verkennet, dass es Vorstufen dazu gibt. Deswegen setzt er den ersten Teil zu stark von den anderen ab. Auf keinen Fall wird man Bertolinis Kennzeichnung des ersten Teils als «biographischen Roman» (332) zustimmen können. Er verkennet, dass bereits zu Anfang eine Aussagetendenz vorhanden ist, die später zwar stärker wird, aber in der Art gleich bleibt. Es geht von Anfang an um «die deutlichen Fustapfen der göttlichen Fürsicht», die er seinen Lesern «in einem romantischen blumichten Kleide» vorlegen möchte (655).

<sup>18</sup> 1775–1762.

<sup>19</sup> 1755– Lützel; 1755/1756 bei Stahlschmidt in Himmelmert; 1756/1757 – Credenbach; 1757–1759 – Dreis-Tiefenbach; 1760 – Klafeld-Geisweid; 1762 – beim Schöffen Keylhof in Hilchenbach.

Sein Vater und seine Stiefmutter sind nicht gerade begeistert von ihrem Sohn. Der Vater gewinnt sogar die Überzeugung, es sei Gottes Wille nicht, dass sein Sohn als Schulmeister arbeite (161). Herbst 1761 kommt es zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung zwischen Johann Helman Jung und seinem Sohn. Daraufhin beschliesst Johann Heinrich, in die Fremde zu ziehen. Doch soll das nicht im Zorn geschehen, deswegen bleibt er vorerst noch in der Heimat und nimmt eine Anstellung als Schneidergeselle in Hilchenbach an.

Sowohl ein guter Freund als auch seine Grossmutter sind jedoch trotz allem weiterhin von seiner Bestimmung zu Höherem überzeugt. Der Freund meint sogar, das werde mehr sein als blosses Schulehalten (140f.), während die Grossmutter den verstorbenen Grossvater zitiert: «Wenn ich eine Axt mache, so will ich damit hauen; und wozu unser Herr Gott einen Menschen schafft, dazu will er ihn brauchen.» (165)

Dass die Tätigkeit eines Lehrers nicht das letzte Ziel aller seiner Wünsche gewesen ist, deutet Jung-Stilling seinen Lesern bereits an, bevor es zur ersten Anstellung in «Lützel» gekommen ist: «seine Neigung zum Schulehalten war unaussprechlich; aber nur bloss aus dem Grund, um des Handwerks los zu werden, und sich mit Büchern beschäftigen zu können; denn er fühlte selbst gar wohl, dass ihm die Unterweisung anderer Kinder ew'ge Langeweile machen würde.» (88)

Sein eigentliches Interesse richtet sich dabei auf die Naturwissenschaften. Er hat einen unersättlichen «Hunger nach Erkenntniss der ersten Urkräfte der Natur» (142).<sup>20</sup> Er möchte «nur Erkenntniss der Wahrheit und Wissenschaften» erlangen, um «Gott und dem Nächsten damit zu dienen (143). Dieses Ziel zu erreichen, besteht aber nicht die Spur einer Aussicht. Allenfalls bietet sich die Möglichkeit, eine Anstellung als Lehrer zu finden und in der Freizeit ein Stückchen weiter an dieses Ziel heranzukommen. Doch dann gibt es noch die materiellen Probleme, aus denen Jung keinen Ausweg sieht. Der auf Erfolg und Ansehen bedachte junge Mann kann sich ja nicht einmal angemessen kleiden. Als er im Herbst 1760

<sup>20</sup> Interessant ist die Bemerkung: «doch er hat mir gestanden, dass er jetzt auf der wahren Spur sey, und dass er zu seiner Zeit damit ans Licht treten werde» (143). Jung schrieb sie 1777 oder Anfang 1778. Wahrscheinlich bezieht er sich dabei auf ein unveröffentlichtes Manuskript, das handschriftlich im Nachlass Schwarz (HS-Abteilung der UB Basel) aufbewahrt wird: «Theosophischer Versuch vom Wesen Gottes und vom Ursprung aller Dinge/im August 1776 von Johann Heinrich Jung D.A.G.d.» Doch scheint er schon kurze Zeit später von seinem eigenen Versuch nicht mehr überzeugt gewesen zu sein: «... die wahre philosophische Kette, an welche sich alles anschliesst haben wir noch nicht. Stilling glaubte diese zu finden, allein er fand sie nicht ...» (232)

seine Stelle, es war inzwischen seine fünfte, als Lehrer verliert (144–152) und damit gar keine Aussicht besteht, dem gewünschten Ziel auch nur einen Schritt näherzukommen, besucht er seinen Vetter Goebel, der das Amt eines Richters in Hadamar ausübt, um die Grundproblematik seines Lebens mit ihm zu besprechen (153–156; 159–161).

Der erfahrene Jurist erkennt sehr bald, dass «Ruhm und Ehrbegierde» (154) die eigentlichen Triebfedern im Handeln seines jungen Cousins sind. Direkt hält er ihm entgegen: «Gott verabscheut nichts mehr, als den eiteln Stolz, und die Ehrbegierde, seinen Nebenmenschen, der oft besser ist, als wir, tief unter sich zu sehen; das ist die verdorbene menschliche Natur. Aber Er liebt den Mann, der im Stillen und Verborgenen zum Wohl der Menschen arbeitet, und nicht wünscht, offenbar zu seyn. Diesen zieht Er durch seine gütige Leitung, gegen seinen Willen endlich hervor, und setzt ihn hoch hinauf.» (155) Goebel lehrt ihn auch, die negativen Erfahrungen seines mehrfachen Scheiterns als einen Teil des Planes Gottes mit ihm zu verstehen. Er erklärt dabei nicht einfach, wie sein Vater, er sei für den Beruf eines Lehrers nicht geschaffen (138; 161; 182; 213), sondern vielmehr: «Gott wird durch eine lange und schwere Führung alle eure eitle Wünsche suchen abzufegen; gelingt ihm dieses, so werdet ihr endlich nach vielen schweren Proben, ein glücklicher grosser Mann, und ein vortreffliches Werkzeug Gottes werden!» (155) Hiermit gewinnt Jung zum erstenmal die Möglichkeit, seine negativen Erfahrungen in seine Glaubenswelt überhaupt einzuordnen. Er muss jetzt nicht mehr jedes Scheitern so verstehen, als habe Gott sich von ihm abgewandt. Er nimmt sich daher fest vor, «ruhig am Schneiderhandwerk zu bleiben», und verspricht seinem Vater, zu «beten, dass mir unser Herr Gott die Sinnen ändern möge!» (161f.)

Inzwischen hat Jung das 20. Lebensjahr vollendet. Ein letztes Mal misslingt ihm sein Versuch, Lehrer zu werden, infolge von Spannungen zwischen dem Pfarrer, der die Schulaufsicht führt, und der Bevölkerung, die eigene Pläne verfolgt (172–178). Da ihm seine Heimat keine weiteren Aussichten bieten kann, macht er sich am 2. Ostertag des Jahres 1762 auf den Weg in die Fremde.

Wie er im Jahre 1804 schreibt, war es seine ursprüngliche Absicht, nach Holland zu reisen (608). Das verrät er in der Lebensgeschichte selbst noch nicht. Hier sagt er nur: «Die Abscheu vor dem Schneiderhandwerk verleitetete ihn, an eine Condition, bey einem Kaufmann, zu denken ...» (192). Er hat also die Konsequenzen aus dem Gespräch mit Vetter Goebel, die rückhaltlose Hingabe an die Führung Gottes, noch immer nicht endgültig vollzogen; vor allem hat er seinen festen Vorsatz, falls es Gottes Wille sei, beim Schneiderhandwerk zu bleiben, wieder verlassen.



Die gewünschte Anstellung bei einem Kaufmann lässt sich nicht erreichen. Dagegen findet er einen rechtschaffenen Schneidermeister in Solingen, bei dem er als Geselle arbeiten kann. Hier fühlt er sich sehr wohl und ist allgemein beliebt. Er kommt zur Selbsterkenntnis und wird unwillig über sich selbst, «dass er diesem schönen Beruf so feind war; er betete herzlich zu Gott, dankte ihm für seine gnädige Führung, und legte sich schlafen» (195). In seiner Freizeit liest er der Familie allerlei Geschichten vor und fühlt sich dabei «wie ein Professor der Lehrstunden hält» (197)<sup>21</sup>.

Es ist zu beachten, dass Jung-Stillings Erweckungserlebnis in diese Zeit relativer Hochstimmung fällt.<sup>22</sup> An einem Sonntagnachmittag im Juli 1762 sieht er «eine lichte Wolke über seinem Haupte hinziehen;» dabei durchdringt «eine unbekannte Kraft seine Seele». Als Folge davon «fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes, und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben.» Er schliesst einen «unwiderruflichen Bund mit Gott», dessen Inhalt darin besteht, dass er sich in Zukunft ganz seiner Führung anvertrauen möchte und keine eitlen Wünsche mehr zu hegen beabsichtigt. «Wenn es Gott gefallen würde, dass er Lebenslang ein Handwerksmann bleiben solle», so will er «mit Freunden damit zufrieden» sein (198).

Man überschätzt die Bedeutung dieses Erlebnisses, wenn man es als Bekehrungs- oder Busserlebnis versteht. Nirgends verlautet, dass er zuvor einen Busskampf gehabt habe, und spätere Rückblicke auf die Zeit vor diesem Ereignis zeigen nichts von der üblichen «Schwarzfärbung», mit der ein Wiedergeborener sein Leben vor der Wiedergeburt in aller Regel zu schildern pflegt.

Alle Elemente des Geschehens an dem besagten Sonntagnachmittag waren schon vorher in Jungs Leben vorgekommen. Von der Führung Gottes, der man folgen solle, war schon im Gespräch mit Vetter Goebel die

<sup>21</sup> Natürlich ist die Formulierung durch den zur Zeit der Abfassung dieses Teils der Lebensgeschichte bevorstehenden Antritt der Professur in Kaiserslautern beeinflusst. Das braucht jedoch nicht zu bedeuten, dass die Sache selbst nicht zutrifft.

<sup>22</sup> H. R. G. Günther, *Jung-Stilling. Ein Beitrag zur Psychologie des Pietismus*, München 1948, versteht erst Jungs abruptes Ausbrechen aus dem Hause Hartcop als «Buss- und Bekehrungserlebnis» (26 ff.), das er zudem noch auf ein falsches Jahr datiert (1762 – richtig wäre 1763 gewesen). Seine Ausführungen zeigen, dass er Jungs Schilderung unter ein bereits vorher feststehendes Schema presst. Er wird den Texten nicht gerecht. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit ihm wäre dringend zu wünschen, zumal ihm immer wieder Germanisten, die über Jung-Stilling arbeiten, «auf den Leim» gehen. Z. B. B. Neumann, *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt 1970, 123.

Rede gewesen (155). Keine eitlen Wünsche zu hegen, sondern notfalls am Schneiderhandwerk zu bleiben, nimmt er sich nach diesem Gespräch vor und datiert diesen Beschluss sogar (161f).<sup>23</sup> Gott und Menschen zu dienen, war auch schon zuvor sein erstrebtes Ziel gewesen (155). Nur, das er «willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenns nöthig gewesen wäre», bedeutet eine neuartige Intensität. Ebenso wenig ist vorher von einem Bundesschluss mit Gott die Rede (198). Um beides richtig abzuschätzen, wird man jedoch beachten müssen, dass Jung auch sonst bereit ist, sein Leben zu opfern, so beispielsweise für seine Verlobte (250), und dass ein Bundesschluss keine Besonderheit für ihn ist. Er kann auch mit sich selbst (119) und mit einem Freund (219) einen solchen «Bund» schliessen. Die Theologie der Bundesschlüsse spielte für ihn als Angehörigen der reformierten Konfession eine grosse Rolle, so dass zumindest seine Wortwahl von daher beeinflusst sein wird.<sup>24</sup>

Nicht richtig wäre es jedoch, diesem Erweckungserlebnis gar keine Bedeutung zuzumessen. Er spricht von einem «neue(n) Gewissen» und von einer «gewaltige(n) Veränderung» (200), die allerdings nicht anhält, kurz nach der Schilderung dieser Erfahrung bemerkt er offenherzig: «das Handwerk stunk ihm an». Nachdem er wortbrüchig geworden und wieder einmal als Lehrer gescheitert ist, muss er daher seinen Bund erneuern (214). Immerhin zeigt diese Erneuerung, dass er den Bund mit Gott ernst nimmt und sich von nun an doppelt wachsam der Führung Gottes anvertrauen will.

Wir hätten somit dieses Erweckungserlebnis als ein plötzliches Innewerden von der Richtigkeit und Bedeutsamkeit aller bisheriger Grundüberzeugungen zu verstehen, die zuvor als einzelne Erkenntnisse schon vorhanden waren, ihn jetzt aber in umfassender Ganzheit existentiell wirksam treffen. Zugleich ist eine früher nicht vorhandene Intensität erreicht, die eine grössere Dauerhaftigkeit dieser Erkenntnis verbürgt. In einem Brief, den Jung später als 61jähriger an seine bergischen Freunde schrieb, verstand er sein Erlebnis in diesem Sinne: «es ist merkwürdig, dass ich auch eben in der Zeit eine bleibende Rührung und Erweckung bekam: denn die vorherigen Rührungen, die ich von Jugend auf hatte, hatten nur kurze Zeit gedauert (685).

Zwar ist nun dieses Erlebnis stark genug, um ihm bei der nächsten Versuchung, eine Lehrerstelle anzunehmen, Skrupel zu bereiten; es ist

<sup>23</sup> 14 Tage nach Michaelis, Anno 1760.

<sup>24</sup> Zur Bundestheologie vgl. G. Schrenk, *Gottesreich und Bund im älteren Protestantismus*, vornehmlich bei Johannes Coccejus, BFChTh 5, Gütersloh 1923.



jedoch noch immer nicht stark genug, um die Annahme dieser Stelle zu verhindern. Er bemerkt, dass er aus dem gleichen verderbten Grund wie früher handelt, kann es jedoch nicht ändern und erlebt die schwerste Zeit seines Lebens. Im Hause Peter Hartcops (200–209), in dem es sehr vornehm zugeht, begegnet man ihm mit Misstrauen und Verdächtigungen, da er schlecht gekleidet ist und die Umgangsformen der «grossen Welt» nicht beherrscht. Jung, der von der Einschätzung seiner Person durch die Umwelt sehr abhängig ist, leidet schrecklich.<sup>25</sup> Auch hier ist übrigens wieder zu beachten, dass er den Ausweg aus seiner elenden Lage erst zu dem Zeitpunkt entdeckt, als er mit dem Pfarrer des Ortes ein Gespräch geführt hat, das «die brennende Seele des guten Stillings wie ein kühler Tau» erquickte (208). Er läuft danach aus dem Hause Hartcops fort, ohne sich verabschiedet und ohne seinen Lohn erhalten zu haben.

Durch Zufall gerät Jung-Stilling nach Radevormwald zu Schneidermeister Becker (210–220), bei dem er Arbeit und Brot findet. Er fühlt sich bei ihm umso wohler, als sein Arbeitgeber Vertreter einer Frömmigkeit ist, wie er sie von zu Haus kennt und selbst ausübt. Er reist mit ihm zu frommen Glaubensbrüdern, um sich über Glaubensgegenstände und Glaubenserfahrungen auszutauschen. Obwohl der Name Tersteegen an dieser Stelle nicht fällt, ist zu vermuten, dass es seine Anhänger sind, die sich auf diese Weise zusammenfinden. Hier ist wieder zu bemerken, dass das entscheidende religiöse Ereignis, in diesem Fall die Erneuerung des Bundes mit Gott, nicht sofort nach dem überstürzten Weggang vom Ort seiner Qual erfolgt, sondern erst jetzt, als er sich wieder wohlfühlt und als die brennende Frage einer neuen Einkleidung geklärt ist. Er ist entschlossen, so lange Schneider zu bleiben, bis er überzeugt sein kann, dass es der Wille Gottes ist, etwas anderes anzufangen: «Seine Neigung zu den Wissenschaften blieb zwar noch immer, was sie war, doch ruhte sie unter der Aschen, sie war ihm jetzt nicht zur Leidenschaft, und er liess sie ruhen.» (214)

Mit der Erwähnung der Zeit bei Meister Becker (1763) in Radevormwald stehen wir kurz vor Beginn seiner Anstellung im Hause Flender. Sein

<sup>25</sup> «Stilling war einer von denen Menschen, die niemand gleichgültig sind, entweder man musste ihn lieben, oder man musste ihn hassen; die ersten sahen auf sein gutes Herz, und vergaben ihm seine Fehler gern; die anderen betrachteten sein gutes Herz als dumme Einfalt, seine Handlungen als Fuchsschwänzerereyen, und seine Gaben als Prahlucht.» (134 f.) – «Die Leute, wobey er herbergte, waren nicht für ihn, und deswegen blieb er auch still und verschlossen.» (192) «Wo man ihn nicht kannte war er still, und wo man ihn nicht liebte, traurig.» (197) – Ähnlich urteilt Goethe über ihn: «Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt.» (648)

ganzes bisheriges Leben war ein einziger Kampf um die Verwirklichung seiner beruflichen Neigungen gewesen, die, so war er stets überzeugt, Gott in ihn hineingepflanzt hatte. Nie hatte sich ihm die Aussicht eröffnet, diese Neigungen von sich aus mit Erfolg verwirklichen zu können. Allenfalls bestand die Möglichkeit, mit der Übernahme einer Lehrerstelle einen Schritt in diese Richtung zu tun. Aber schon zu Beginn des Weges, der einmal zum gewünschten Ziel führen sollte, war er siebenmal gescheitert. Jungs Erziehung hatte zwar pietistische, ja zeitweise gelegentlich separatistische Züge aufgewiesen, doch war sie immer in der reformierten Tradition der Kirche seiner Heimat verankert geblieben. Von daher war die Denkkategorie des *Syllogismus practicus*<sup>26</sup>, nach der sich die Gewissheit, von Gott erwählt zu sein, am äusseren Lebenserfolg dokumentiert, tief in ihm verankert. In der Folge davon konnte er die Niederlagen immer nur als Momente des Scheiterns verstehen. Wie vorher bei Vetter Goebel in Hadamar, musste ihm auch der Sinn seiner schweren Zeit im Hause Hartcop erst vom Pfarrer des Ortes klargemacht werden (208). Er selbst war kaum in der Lage gewesen, ihn zu finden.

In einem Bund mit Gott hatte er sich verpflichtet, keine eigenen, selbstsüchtigen Absichten mit seinen Tätigkeiten zu verbinden und im Zweifelsfalle Handwerker zu bleiben. Bei Meister Becker fühlte er sich wie zu Hause; er verkehrte mit ihm zusammen in Kreisen von religiösen Gesinnungsfreunden, selbst die ihn jahrelang bedrückenden Bekleidungsprobleme waren gelöst. Musste es nicht nach seinem eigenen Beurteilungsmaßstab dem Willen Gottes entsprechen, hier zu bleiben und als Schneider zu arbeiten? Schliesslich stand er im 23. Jahr seines Lebens; er war also in einem Alter, in dem damals die meisten Menschen ihre Berufsausbildung schon abgeschlossen hatten.

Man könnte zwar vermuten, dass alle Hinweise, mit denen er seine innere Entwicklung im religiösen Sinn als göttliche Führung deutet und aus denen wir oben ein Gesamtbild zu erheben versucht haben, spätere Eintragungen sind, mit denen er im Jahre 1777/78, als er kurz vor Übernahme seiner Professur in Kaiserslautern stand, den Weg zu eben dieser Tätigkeit als Zielpunkt seiner Bestimmung schildern wollte. Aber aus den Briefen seines Vaters – der früheste, der erhalten ist, datiert vom 17. März 1764<sup>27</sup> –

<sup>26</sup> Vgl. dazu W. Kreck, *Grundfragen der Dogmatik. Einführung in die evangelische Theologie*, Bd. 3, München 1970, 320 f.

<sup>27</sup> Vgl. M. Geiger, *Aufklärung und Erweckung. Beiträge zur Erforschung Johann Heinrich Jung-Stillings und der Erweckungstheologie*, Basler Studien zur historischen und systematischen Theologie, Bd. 1, Zürich 1963, 131.

geht hervor, «das Stilling schon damals, im dritten Jahrzehnt seines Lebens, an eine besondere Führung und Vorsehung Gottes in seinen Schicksalen glaubte.»<sup>28</sup>

## II

Jung-Stilling hat sich von sich aus nicht dazu gedrängt, erneut eine Beschäftigung als Lehrer zu finden. Das erste Zusammentreffen mit seinem späteren Arbeitgeber Johann Peter Flender kam eher zufällig zustande. Nachdem er 12 Wochen bei Meister Becker gearbeitet hatte (220),<sup>29</sup> verlangte der reiche Kaufmann Flender<sup>30</sup>, der Meister möge mit einem Gesellen kommen, um in seinem Hause fällige Näharbeiten durchzuführen. Als er Jung sieht, begrüsst er ihn mit: «Guten Morgen, Herr Präceptor», der daraufhin errötet. Woher wusste Flender, dass der Schneidergeselle schon einmal – unglücklich – als Lehrer tätig gewesen war? Flenders Schwester Anna Catharina (1734–1809)<sup>31</sup> war mit Peter Hartcop verheiratet, in dessen Haus Jung seine so schreckliche Zeit als «Informator» verbracht hatte. Flender, der nach dem Gruss zunächst nichts weiter mit dem Schneidergesellen spricht, hat mit dieser Anrede seinem Gegenüber klargemacht, dass er seine Geschichte als gescheiteter Hauslehrer kennt.

Es spricht für die Klugheit und Menschenkenntnis Flenders, dass er ihm trotzdem die Unterrichtung seiner Kinder anvertrauen will. Dass man

<sup>28</sup> Geiger, Aufklärung 133. – In einer anderen Publikation (Johann Heinrich Jung-Stilling, *Christlicher Glaube zwischen Orthodoxie und Moderne. Historisch-theologische Meditation anlässlich des 150. Todestages*, ThSt 97 (1968) 15) spricht Geiger von den «aufklärerischen Züge(n) eines getrosten Vorsehungsglaubens.» Der Vorsehungsglaube ist indessen weit besser aus der reformierten Tradition, in der Jung aufgewachsen war, zu verstehen. (Vgl. dazu das in A. 24 genannte Buch von G. Schrenk.) Ausserdem ist zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Teils der Lebensgeschichte eine Beeinflussung durch die Aufklärung ganz unwahrscheinlich, hatte er doch erst 2 Jahre zuvor den grossen Konflikt mit Friedrich Nicolai, einem ihrer Vertreter, ausgefochten (340 f.). Wäre tatsächlich eine positive frühere Beeinflussung durch die Aufklärung anzusetzen, so müsste gefragt werden, warum es dann zu seiner scharfen Auseinandersetzung mit der Aufklärung kommt.

<sup>29</sup> Wenn sein Weggang aus dem Hause Hartcop am 12.4.1763 erfolgte, wäre das Gespräch zwischen Flender und ihm in der ersten Julihälfte des gleichen Jahres anzusetzen.

<sup>30</sup> W. Weyer, *Geschichte der Familie Flender*, 2. Bd.: *Von der Zeit des Dreissigjährigen Krieges bis zur Gegenwart*, Bocholt 1961, 151–196. Flender lebte von 1727–1807. Das Pseudonym «Spanier», das Jung ihm gibt, ist wegen seiner Eisenexporte nach Spanien gewählt (187).

<sup>31</sup> Vgl. Weyer, a.a.O. 189.

inzwischen im Hause Hartcops zu der Einsicht gekommen war, den armen Schulmeister falsch behandelt und ihm Unrecht getan zu haben, davon verlautet nichts; es ist bei der weltläufigen Einstellung der Familie Hartcop auch unwahrscheinlich. Übrigens führte sie ein so aufwendiges Leben, dass 1787 ein Konkurs ihres Unternehmens nur mit Mühe abgewendet werden konnte. Flender dagegen war sparsam. Vermutlich wirkte das Scheitern im Hause seines Schwagers eher als eine Empfehlung für Jung, denn Flender bietet seine ganze Überredungskunst auf, um den Schneidergesellen alsbald zum Hauslehrer zu gewinnen. Jung sträubt sich heftig; nach seinen bisherigen Erfahrungen ist das verständlich. Ja, er bittet seinen Meister, nach Hause zurückkehren und dort arbeiten zu dürfen, um den «Nachstellungen» (221) Flenders zu entgehen. Diese Bitte wird ihm jedoch abgeschlagen, so dass er sich mit seinen guten Vorsätzen und mit noch besseren Argumenten bewaffnen muss.

Am nächsten Tag beginnt Flender von neuem. Er argumentiert ähnlich wie Grossvater Jung gegenüber seiner Frau (165). Nur gebraucht Flender nicht das Bild von der Axt, er benützt vielmehr – gegenüber einem Schneidergesellen ganz passend – das Bild vom Kleid, das man schliesslich macht, um es zu tragen und nicht, um es zur Zierde irgendwo hinzuhängen. Schlagfertig kontert Jung in Anspielung auf sein siebenfaches Scheitern im Lehrerberuf: «wenn Sie's nun sieben hinter einander gegeben hätten, und ein jeder gäb's Ihnen wieder, und sagte: es passt mir nicht, was würden Sie dann anfangen?» Flender antwortet darauf, er sei ein Narr, wenn er das schöne Kleid deswegen von den Motten zerfressen liesse. Er gäbe es einem achten und sagte: «nun ändert dran, bis es euch recht ist. Wenn aber nun der achte sich vollends dazu verstünde, sich in das Kleid zu schicken, und nicht mehr von ihm zu fordern, als wozu es gemacht ist, so würde ich ja sündigen, wenn ichs ihm nicht gäbe.» (221)

Der reformierte, kirchentreue Flender<sup>32</sup> hat damit unseren Jung-Stilling, «ein Kind des syllogismus practicus»<sup>33</sup>, genau an der richtigen Stelle, nämlich an der Frage seiner «Bestimmung» getroffen. Seine Einwände nicht beachtend, macht er das Angebot, ihm die Erlernung der französischen Sprache zu finanzieren, die er später den Kindern Flenders beibringen soll. Dabei erhält er die Freiheit, zu Meister Becker zurückzukehren, falls es ihm bei Flender nicht gefallen sollte. Als Lohn erhält er Unterkunft,

<sup>32</sup> Vgl. Weyer, a.a.O. 153.

<sup>33</sup> G. A. Benrath, Die Freundschaft zwischen Jung-Stilling und Lavater. In: Bleibendes im Wandel der Kirchengeschichte. Kirchenhistorische Studien, hg. v. B. Moeller und G. Ruhbach, Tübingen 1973, 294.

Verpflegung, Kleider und «Zubehör».<sup>34</sup> (222) Eine andere Stellung als Hauslehrer darf er aber nur antreten, wenn er sich dadurch eine Lebensstellung erwerben kann. Demnach hat Flender zwar nicht die Absicht gehabt, Jung eine lebenslange Versorgung zu bieten, jedoch versucht, die Fehler zu vermeiden, die sein Schwager Hartcop gemacht hatte. Er legte, wohl im Sinne der Kontinuität der Erziehung seiner Kinder, Wert darauf, dass sich der Hauslehrer in seiner Familie wohlfühlte und längere Zeit bei ihm blieb.

Jung stimmt jedoch erst zu, als ihm auch Meister Becker zugeredet hat: «jetzt begeht ihr eine Sünde, wenn Ihr nicht einwilligt. Das kommt von Gott, und alle vorige Bedienungen kamen von Euch selber». Herr Flender zeigt sich grosszügig. Aber es ist eine mit Genauigkeit gepaarte Grosszügigkeit. Er gibt dem künftigen Präzeptor einige Louisdor, damit er Meister Becker die Kosten für seine Kleider bezahlen kann, die dieser verauslagt hatte; mit dem übrigen solle er haushalten. Wenn es aufgebraucht sei, könne er mehr haben, jedoch erwarte er, «dass er hübsch berechnete, wozu es verwendet worden» sei (223).<sup>35</sup> In Jungs Schilderung seiner Reaktion auf das Angebot und dessen Annahme ist das religiöse Moment nur zart angedeutet: «so vergnügt er sich auch eingebildet hatte zu seyn, so hatte er doch immer eine ungestimmte Saite, die er nie ohne eine Art von Missvergnügen berühren durfte ... daher wurde ihm jetzt ganz anders als er fühlte, dass er aufs neue recht in sein Element kommen würde.» (222f.)

In nur neun Wochen erlernt er bei einem Sprachlehrer Französisch (226–229), so dass er bereits am 27. September 1763 zu Flender zurückkehren kann, um einen Tag später mit dem Unterrichten zu beginnen.

Wie eingangs erwähnt, wäre nun an dieser Stelle eine ausführliche Schilderung seines Lebens, Lernens, Unterrichts und seiner Tätigkeit als Handlungsgehilfe im Hause Flender zu erwarten. Immerhin steht er zur Zeit der Abfassung dieses Teils der Lebensgeschichte<sup>36</sup> unmittelbar vor seiner Abreise nach Kaiserslautern.<sup>37</sup> Doch über die bereits zitierte sum-

<sup>34</sup> Darunter sind wohl in erster Linie Bücher zu verstehen (256), aber auch «andere Nothwendigkeiten», die er nicht näher spezifiziert (ebd.).

<sup>35</sup> In seiner Geschäftsführung scheint jedoch keine Grosszügigkeit geherrscht zu haben. Viel ist «dagegen von peinlichster Genauigkeit und Korrektheit, das heisst scharfem Rechnen in den kleinsten Dingen» zu bemerken. Weyer, a.a.O. 176.

<sup>36</sup> Dieser Teil der Lebensgeschichte erschien 1778. Vgl. Geiger, *Aufklärung und Erweckung*, 21, Nr. 11.

<sup>37</sup> Vgl. o. A. 6. – Die Dokumente zur Lebensgeschichte zeigen (651 f. und 673 f.), dass er ausserhalb der Autobiographie durchaus auf die Zeit bei Flender verweist, wenn er seine Qualifikation nachweisen möchte.



marische, überschwenglich positiv getönte Äusserung hinaus, die wir sogleich noch einmal in Erinnerung rufen wollen, erwähnt Jung-Stilling kaum etwas, was im Blick auf sein neues Amt von Bedeutung hätte sein können: «Herrn Spaniers Haus war meine Academie, wo ich Oeconomie, Landwirtschaft und das Commerzienwesen aus dem Grund zu studieren Gelegenheit hatte.» (231) Das ist besonders deswegen überraschend, weil Jung sich sonst durchaus in das rechte Licht zu rücken weiss, wenn es gilt, seine Qualifikation für eine hohe und angesehene Tätigkeit dem lesenden Publikum zur Kenntniss zu bringen.<sup>38</sup>

Das Bild, das Jung-Stilling von Flender zeichnet, bleibt merkwürdig blass. Dort, wo er ihn über Begrüssung und Abschied hinaus erwähnt, behandelt er ihn lediglich im Zusammenhang mit Plänen, die sein eigenes Leben betreffen (238; 245)<sup>39</sup>. Eine Zeichnung seiner Persönlichkeit gibt Jung nicht. Frau Flender wird nicht einmal erwähnt, und die Kinderschar wird nur summarisch vorgestellt: «Dieser Mann hatte sieben Kinder, wovon das älteste eine Tochter von etwa sechszeihen Jahren, das jüngste aber ein Mädchen von einem Jahr war. Unter diesen Kindern waren drey Söhne und vier Töchter.» (219) In der Angabe der Zahl der Eisenhämmer, die er in der Lebensgeschichte gibt, irrt er sich sogar<sup>40</sup>, und das kaum zehn Jahre nach seinem Ausscheiden aus dieser Tätigkeit. Der Flendersche Besitz, den der Biograph dieser Familie als «Streubesitz»<sup>41</sup> bezeichnet, wird nur summarisch umrissen: «Dabey besass er ungemein viele liegende Güter, Häuser, Höfe, und was dazu gehörte, nebst vielem Gesinde, Knechte, Mägden und Fuhrknechten; denn er hatte verschiedene Pferde zu seinem eigenen Gebrauch.» (219)

Seit W. Weyer die Geschichte der Familie Flender hauptsächlich aufgrund archivalischer Quellen erschlossen hat,<sup>42</sup> sind wir etwas genauer unterrichtet. Dass Flender aus dem Siegerland stammte, teilt Jung-Stilling selbst mit, nicht ohne einen leichten Unterton landsmannschaftlichen

<sup>38</sup> Beispielsweise 353–356. – An dieser Stelle schildert er seine Berufung nach Kaiserslautern in überschwenglichen Tönen. Seinen ehemaligen Arbeitgeber Flender, dem er hier mehr verdankt, als er eingesteht, erwähnt er jedoch nur ganz summarisch: «... nach der Hand auch bei Herrn Spanier sieben Jahr lang Güter und Fabriken verwaltet, und dabey die Handlung in allen ihren Theilen gründlich begriffen, und alles ausgeübt» (355).

<sup>39</sup> Eine Ausnahme bildet 230–231, wo er gezwungenermassen ein paar Bemerkungen über Flender und seine Hauslehrer- und Handlungsgehilfentätigkeit bei ihm machen muss.

<sup>40</sup> Ebd. Vgl. Weyer, a.a.O. (A. 81), 163. Es ist nicht der einzige Irrtum in diesem Teil der Lebensgeschichte. S. u. A. 57.

<sup>41</sup> Weyer, 165.

<sup>42</sup> Vgl. A. 30.

Stolzes (232). Doch scheint er bereits im Bergischen Land geboren zu sein (1727).<sup>43</sup> Wahrscheinlich hat er nur eine einfache Dorfschule besucht; nirgends verlautet, dass der Vater ihm einen «Hausinformer» gehalten oder ihn in eine weiterführende Schule geschickt hätte. Sehr wissbegierig und bildungshungrig, scheint er sich jedoch autodidaktisch weiterentwickelt zu haben. Eine wichtige Quelle seiner Bildung stellte die Bibel dar. Dass es bei seiner zupackend-nüchternen, aber beileibe nicht gefühllos-kalten Natur eher das Alte Testament war, das ihn anzog, ist verständlich. Gelegentlich kommt er aber auch auf Christus den Mittler und Erlöser zu sprechen.<sup>44</sup> Die Familie Flender gehörte der reformierten Konfession an. Auch nach der Übersiedlung ins Bergische Land blieb sie ihrer calvinistischen Herkunft treu. Sie prägte auch ihr Arbeitsethos. Die Arbeit geschah «zur Ehre Gottes und war daher Gottesdienst ... Ihr Erfolg bezeugte den Segen Gottes und die Prädestination des Arbeitenden zur Seligkeit. Ihn zu mehren, bedurfte es der Genügsamkeit und Sparsamkeit. Die Bibel nahm neben dem Hauptbuch den Ehrenplatz im Kontor ein.»<sup>45</sup> Von Neigungen zum Pietismus oder Separatismus verlautet nirgends etwas. Man hielt sich treu zur angestammten Kirche, so dass Weyer mit leisem Bedauern feststellt: «Von keinem Flender wird berichtet, dass er Kirchenältester gewesen ist, obwohl sie dazu prädestiniert waren.»<sup>46</sup> Betont werden muss jedoch, dass in der Frömmigkeit von Herrn Spanier alias Flender nicht nur calvinistische Strenge und Nüchternheit herrschte, sondern auch ein gefühlvolles Herz schlug.<sup>47</sup> Neben religiösen Büchern las Flender «die örtlichen und überörtlichen Zeitungen, er studierte Schiffskurse, die wirtschaftlichen Möglichkeiten in den europäischen Ländern und die politischen Zustände daselbst.»<sup>48</sup> Verschiedene Rechtsstreitigkeiten zeigen, dass er sich, wahrscheinlich aufgrund vieler praktischer Erfahrungen und kluger juristischer Beratung, sehr gut im Rechtswesen auskannte. Seine Kenntnisse in der Eisenherstellung und die Einschätzung des Marktes mit seinen Möglichkeiten müssen ausserordentlich gut gewesen sein.

<sup>43</sup> Weyer 161. Ein Bild von Flender findet sich 164, Abb. 40.

<sup>44</sup> Weyer 182.

<sup>45</sup> Weyer 153.

<sup>46</sup> Ebd. Das Wort «prädestiniert» darf man hier nicht im spezifisch theologischen Sinn verstehen.

<sup>47</sup> Weyer 177.

<sup>48</sup> Weyer 183.



Einundzwanzigjährig heiratete Flender im Jahre 1748 Anna Elisabeth Heyder, die Tochter eines reichen Bauern.<sup>49</sup> Sie brachte Vermögen an Grundbesitz und wahrscheinlich auch eine kleine Eisenproduktionsstätte mit in die Ehe.<sup>50</sup> Sie scheint ihrem Mann einen grossbürgerlich-reichen, aber nicht luxuriösen Haushalt geführt zu haben. Trotz calvinistischer Grundeinstellung wurde eine gute Tasse Kaffee und auch ein gutes Glas Wein im Hause Flender nicht verschmäht.<sup>51</sup> Ansonsten erfahren wir, mit Ausnahme der zahlreichen Geburten, nichts über sie. Sie starb im Jahre 1781, also nach 33jähriger Ehe.<sup>52</sup> Flender, damals 54, heiratete nicht noch einmal, sondern blieb bis zu seinem Tod (1807)<sup>53</sup> Witwer.

Jung-Stilling gibt an, dass die Familie Flender neben den Eltern aus sieben Kindern, vier Töchtern und drei Söhnen, bestanden habe (219). Weyer nennt die gleiche Zahl,<sup>54</sup> belegt aber nicht, woher er sie genommen hat. Wahrscheinlich aus Jungs Lebensgeschichte. In der Darstellung der Familie ist dann jedoch immer nur von sechs Kindern die Rede, vier Töchtern und zwei Söhnen. Weyer geht dieser Diskrepanz nicht weiter nach. Wahrscheinlich ist es, dass Flender wirklich drei Söhne hatte, nicht nur zwei, und dass der dritte früh starb. Weyer, der die Verhältnisse fast ausschliesslich anhand von Wirtschaftsberichten und Erbverträgen darstellt, konnte diesen Sohn infolge seines frühen Todes nicht mehr in den von ihm benutzten Akten nachweisen. So liessen sich die unterschiedlichen Angaben relativ leicht erklären.

Zum Zeitpunkt von Jung-Stillings Dienstantritt als Hauslehrer 1763 war das älteste Kind, ein Mädchen, 14½, das jüngste, ebenfalls ein Mädchen, 2,

<sup>49</sup> Weyer 161. – In der Erläuterung zu dem Bild Nr. 40, 164, das ihren Mann zeigt, ist das genaue Datum der Hochzeit mit dem 13.1.1748 angegeben, der Geburtsname mit «Heyden» wohl aber falsch geschrieben, denn sonst wird er immer als «Heyder» überliefert.

<sup>50</sup> Ebd. Den Besitz Flenders weist Weyer 162 ff. (Immobilien) und 174 f. (Mobilien) nach.

<sup>51</sup> Weyer 174.

<sup>52</sup> Weyer 178. Weyer gibt an keiner Stelle ihr Geburtsdatum an; vgl. o. A. 49. Die Darstellung Weyers lässt gerade in den Abschnitten, die die Flenderschen Familienverhältnisse im engeren Sinn betreffen, gewisse Wünsche offen. Ihre Stärken liegen in der Darstellung der wirtschaftlichen Umstände.

<sup>53</sup> Weyer 194: 3.2.1807. Warum Weyer auf S. 167 den 17.12.1805 als Todesdatum angibt, ist rätselhaft, denn ein einfacher Druckfehler kann nicht vorliegen. Das Jahr 1807 scheint jedoch richtig zu sein. Darauf weist auch das aus diesem Jahr stammende Inventarium (167).

<sup>54</sup> Weyer 188.

die beiden Jungen, von denen wir noch wissen, 13 und 7 und ein weiteres Mädchen 4 Jahre alt.<sup>55</sup> Ein viertes Mädchen, Maria Katharina, wird bei Weyer nur einmal erwähnt, aber ohne Angabe von Daten.<sup>56</sup>

Den Unterricht des Hauslehrers scheinen alle schulfähigen Kinder, und damit, für damalige Verhältnisse keine Selbstverständlichkeit, auch die Mädchen genossen zu haben. Dieser Unterricht fand in Flenders Arbeitszimmer statt. Jung meint, so habe der Vater seine Kinder selbst stets unter Beobachtung gehabt und hätte «auch beständig mit Stilling von allerhand Sachen reden» können (230). Ausser einer gewissen Kontrollfunktion über den Lehrer ist damit wohl auch angedeutet, dass der bildungshungrige Hausherr die Möglichkeit, sein Wissen zu erweitern, nicht ungenutzt verstreichen lassen wollte. Neben den Grundfertigkeiten wie Lesen, Schreiben und Rechnen war Latein und Französisch sowie «reformierte Religion» zu unterrichten. In aufgelockerter Form dauerte die Schule den ganzen Tag über. Jedoch wurde sie niemandem langweilig und beschwerlich.

Von seinem Schwager Hartcop mag Flender erfahren haben, dass der junge Siegerländer Hauslehrer die Abwechslung liebte. Er beschliesst jedenfalls, ihm die Verwaltung desjenigen Teils seiner Güter und Hammerbetriebe zu übertragen, der 1½ Stunden Fussweg entfernt vom Wohnsitz der Familie an der Bever lag. Jeden dritten Tag musste Jung dorthin gehen, um alles zu regeln. In seiner Lebensgeschichte kennzeichnet er die Absicht, die sein Arbeitgeber mit der Übertragung dieser Aufgabe verfolgte: «Hierdurch glaubte er auch Stillingen Veränderung zu machen, und ihn vor der Melancholie zu bewahren. Alles dies gelang auch vollkommen.» In den gleichen Zusammenhang gehört, dass er gelegentlich mit geschäftli-

<sup>55</sup> Nach Weyer 190–193: Anna Margaretha 1749–1802; Johannes II. 1750–1817; Johann-Friedrich II. 1756–1813; Johanna-Catharina 1759–1824; Anna Elisabeth 1761–1809. Vgl. auch Bilder Nr. 48, 49, 51, 52, 54.

<sup>56</sup> Weyer 193. – Mit einiger Wahrscheinlichkeit war Maria Katharina die Jüngste, denn sie scheint am längsten unverehelicht gewesen zu sein. Mehr als diese dürre Tatsache erfahren wir bei Weyer nicht über sie. Überhaupt macht Weyers Buch in prosopographischer Hinsicht nicht den besten Eindruck. Der Leser muss sich alle Angaben mühsam zusammensuchen. Immerhin spricht Jung davon, dass das jüngste Mädchen zu Beginn seines Dienstantritts ein Jahr alt war (219). Anna Elisabeth, geb. 1761, war aber schon zwei. Ein weiterer Hinweis, dass Maria Katharina das jüngste Kind war.

chen Missionen betraut wird. So berichtet die Lebensgeschichte von zwei solchen Reisen in die siegerländische Heimat (232–235; 240–243).<sup>57</sup>

Auch hier ist, wie schon bei der Anstellung zu bemerken, dass Flender seinem «Hausinformer» besonderes Interesse entgegenbrachte und dass er ihm persönlich sehr wohlwollend gegenüberstand. Jung erkennt dieses Bemühen an. Das hindert ihn jedoch nicht, die «Lebensart und Verrichtungen» in den ersten vier Jahren seiner dortigen Tätigkeit recht unvermittelt als «einförmig» zu bezeichnen (236). Er steht im 27. Lebensjahre; da bereitet ihm die Frage seiner Lebensbestimmung von neuem mehr Kopfzerbrechen als die tägliche Arbeit. Obwohl er fünf Jahre zuvor jenen Bund mit Gott geschlossen hatte, in dem er sich verpflichtete, notfalls auch ein Handwerksmann zu bleiben (198), bemerkt er jetzt ohne jeden erklärenden Zusatz: «Mit dem Handwerk wars nun gar aus, er hatte es in einigen Jahren nicht mehr versucht...» (236). Jungs Bildungstrieb strebt endlich Höherem zu. Es war schon zuvor bemerkt worden, dass ihm die Einordnung der negativen Erfahrungen in den Gang seiner Entwicklung nur mit Hilfe von lebenserfahrenen, hilfreichen Freunden möglich gewesen war (155; 208), jetzt zieht er die Möglichkeit einer solchen Erfahrung nicht einmal mehr in Betracht. Gewiss, zur Zeit der Abfassung dieses Teils der Lebensgeschichte weiss er, was er werden wird. Es scheint jedoch bezeichnend für seinen am Erfolgsdenken orientierten Calvinismus, dass er die aufstrebende Linie an dieser Stelle dermassen geradlinig auf das Ziel zulaufend schildert. Dass diese Darstellung auf das Bemühen Flenders, ihm eine abwechslungsreiche Tätigkeit zu geben, nicht unbedingt das notwendige Mass an rechtem Licht wirft, dürfte klar sein. Jung ist ehrlich genug, dieses Bemühen nicht zu verschweigen. Jedoch stellt er seine eigenen Vorstellungen so abrupt dagegen, dass man nicht gerade von einem Übermass an Einfühlungsvermögen gegenüber seinem Arbeitgeber sprechen kann.

Unumwunden erklärt er vielmehr: «die Unterweisung der Jugend war ihm ebenfalls verdriesslich»; Begründung: «er war ihrer von Herzen müde,

<sup>57</sup> Beide Male datiert er die Reisen falsch. Die erste um ein Jahr zu früh (232, 1764), denn wenn die Angabe 235 stimmt, dass kurz danach die Grossmutter gestorben ist, kann sie erst 1765 stattgefunden haben. Margarethe Jung starb nämlich am 26.4.1765. Vgl. L. Irle, *Siegerländer Persönlichkeiten und Geschlechter-Lexikon*, 1974, 165. Die zweite Reise datiert er auf 1769, ein Jahr nach seinem Entschluss zum Medizinstudium. Sowohl der Entschluss wie auch die Reise haben jeweils ein Jahr früher stattgefunden, wie M. Geiger (A. 27), (133) anhand der Korrespondenz Jung-Stillings mit seinem Vater nachgewiesen hat. R. Ullrich, *Johann Heinrich Jung-Stilling. Versuch einer Einordnung in die Pädagogik* (Zulassungsarbeit Pädagogische Hochschule Reutlingen 1964, Maschinenschrift) hat 93, A. 51, zudem gezeigt, dass der katholische Pfarrer Molitor, den er auf dieser Reise besuchte, im Juli 1768 starb.

und er fühlte, dass er nicht dazu gemacht war: denn er war geschäftig und wirksam.» Wäre das noch einigermaßen positiv für die «Firma» Flender zu verstehen, für die er ja «geschäftig und wirksam» tätig war, so schneidet die Bemerkung: «Die Kaufmannschaft gefiel ihm auch nicht ... dieser Beruf war seinem Grundtrieb zuwider» in diese Richtung ebenfalls jegliche Entwicklung ab. Was tut er eigentlich noch im Hause Flender? So fragt sich der Leser, und erhält darauf die ehrliche Antwort: «er wartete, was Gott aus ihm machen würde.» (Zitate 236) Wieder ist ihm der Beruf des Hauslehrers nur eine Durchgangsstufe auf dem Weg zur wahren Bestimmung. Aber könnte Jung-Stilling diese lange Durchgangsstufe nicht angemessener, auch in ihrer in sich selbst zu begründenden Sinnhaftigkeit schildern, um damit den anderen beteiligten Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Hier zeigt sich schon jene Tendenz, die später so beherrschend wird (599–628), dass die Menschen um ihn herum nur noch zu Erfüllungsgehilfen im Zusammenhang mit seiner Bestimmung geschildert werden (462f.).<sup>58</sup> Im allgemeinen gibt er den wichtigen Personen seiner Umgebung zu dieser Zeit noch die Bedeutung, die ihnen zukommt. Um so auffälliger erscheint die lapidare Schilderung von Flenders Bemühungen und von der indirekten Absage, ja beinahe Abfuhr, die Jung ihnen erteilt. Es deuten sich Töne an, die die frühere Dur-Tonart der Darstellung noch nicht entscheidend stören, aber ahnen lassen, dass später einmal alles dissonant enden wird. Es weist also auch hier etwas auf einen «gewissen Umstand»<sup>59</sup> hin, auf dessen Spur wir mit unseren Überlegungen gelangt sind.

Ein Stück weiter auf dem Weg, dessen Ziel als zu diesem Zeitpunkt noch nicht sichtbar beschrieben ist, gelangt er, als ihm angeregt durch die Lektüre der «Historie der Wiedergeborenen» von Joh. Heinr. Reitz (236; 710[46]; 722[236]) die plötzliche Eingebung kommt, Griechisch zu lernen. In der Schilderung geht es ihm besonders darum, deutlich zu machen, dass ihn diese Eingebung unvorbereitet und überraschend getroffen und dabei zugleich etwas in ihm Schlummerndes geweckt hat.<sup>60</sup> Seine Vernunft macht Einwände: wozu diese «ungeheure Arbeit»? Ist es in seinem Alter

<sup>58</sup> Seine zweite Gattin wird nach ihrem Tode als eine solche Gehilfin geschildert. Auf den Leser wirkt das eher abstoßend, weil er daraus den Schluss ziehen muss, Gott lasse die Frau sterben, nur weil sie ihre Rolle im Zusammenhang mit der «Führung» ihres Mannes ausgespielt hat und weil er in einer neuen Phase seiner «Führung» auch einer neuen Frau bedarf.

<sup>59</sup> Vgl. o. A. 4.

<sup>60</sup> «So war es Stilling als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte.» (236)

überhaupt noch möglich, eine so schwierige Sprache zu lernen? (237) Der geweckte Trieb ist jedoch stärker als die Gegen Gründe der Vernunft. Hier leuchtet ein Stück des Instrumentariums auf, mit dem Jung die Winke Gottes auf dem Wege seiner Führung zu erkennen glaubt. Ein derartiger Wink muss ihn plötzlich und unvorbereitet treffen, in seinem Innern muss ihm etwas entsprechen, und die Vernunft muss dagegen sein. Leider reflektiert er nicht darüber, ob ein Zusammenhang zwischen seiner «Neigung zu den Wissenschaften», die zwar «unter der Aschen» ruhte, aber eben doch noch immer vorhanden blieb (214), und diesem Entschluss zum Erlernen der griechischen Sprache besteht. Immerhin war die Kenntnis der klassischen Sprachen Voraussetzung für den Beginn eines jeden akademischen Studiums.

Mit Hilfe eines Kandidaten der Theologie gelingt Jung-Stilling die Realisierung seines Vorhabens in kürzester Zeit. Selbst der Pfarrer des Ortes, der die Familie Flender regelmässig zweimal in der Woche besucht, ist erstaunt, dass er bereits nach fünf Wochen in der Lage ist, ein Stück aus dem Matthäusevangelium vom Urtext ins Lateinische zu übersetzen (237). Die Vorsehung ist also offensichtlich an der weiteren Förderung des von ihr Geführten interessiert. Diesen Schluss zieht Jung nicht explizit. Er legt ihn jedoch, durch die Formulierungen hindurch, dem Leser nahe.

Seine Umgebung meint zwar, er wolle Prediger werden, aber Jung-Stilling spürt keine Neigung dazu; er verspricht jedoch auf die Winke Gottes zu merken.<sup>61</sup> Die Veranlassung für den nächsten Schritt auf dem Wege zu seiner Bestimmung trifft ihn erneut unvorbereitet. Flender selbst hat die entscheidende Idee: «... mir fällt da auf einmal ein, was Ihr thun sollt, Ihr müsst Medizin studieren» (238).<sup>62</sup> Begeistert stimmt Jung ganz spontan zu. Er geht die Geschichte seines Lebens durch und erkennt, dass die Führung Gottes ihn genau dahin leiten will. Seine Vernunft protestiert diesmal nicht. Das ist in diesem Fall auch nicht nötig, denn der Entschluss war ja nicht von ihm ausgegangen, und folglich konnten weder Selbstsucht noch Ehrgeiz die Triebfeder gewesen sein. Es bedarf hier des Instruments der protestierenden Vernunft also nicht, um die Motivation zum Medizinstudium als rein und richtig zu erweisen.

Johann Helman Jung erklärt sich mit dem Plan einverstanden, warnt jedoch zur Vorsicht, da er seinen Sohn finanziell nicht unterstützen kann

<sup>61</sup> Ebd. und 238, wo er angibt, auch etwas Hebräisch gelernt zu haben. Weist das vielleicht doch darauf hin, dass er mit einem Wink zum Theologiestudium rechnete?

<sup>62</sup> Der Entschluss wird in den Juli 1768 datiert. Er muss jedoch schon ein Jahr früher gefasst worden sein. Vgl. oben A. 57.



(239). Widerstand kommt aber von Johann Jung, seinem Onkel, der seinen etwas unsteten Neffen kennt und meint, «dass es nur ein blosser Hang zu neuen Dingen sey, der sicherlich übel ausschlagen würde.»<sup>63</sup> Er wird jedoch von seiner besonderen Führung überzeugt. Der katholische Pfarrer und autodidaktische Augenarzt Molitor nämlich, den er von Landvermessungsarbeiten her kennt, fragt kurze Zeit, nachdem Johann Heinrich ihm seine Absicht zum Medizinstudium mitgeteilt hat, bei ihm an, ob er jemanden kenne, der Medizin studieren wolle, da er beabsichtige, seine schriftlich niedergelegten Kenntnisse in jüngere Hände zu geben. Er selbst sei alt und dem Lebensende nahe. Bedingung sei eben, dass der Betreffende Medizin studieren wolle und das Versprechen abgebe, «jederzeit arme Nothleidende umsonst damit zu bedienen.» Jetzt ist der Onkel überzeugt, dass der Entschluss des Neffen richtig ist: «ich sehe, es ist Gottes Finger» (242).

Jung-Stilling reist daraufhin zu Molitor nach Attendorn; das Manuskript erhält er allerdings nur zur Abschrift und unter der Bedingung, es an niemand weiterzugeben. Desgleichen wird ihm die Zusendung verschiedener Bücher in Aussicht gestellt. Neben seinen Geschäften benötigt Jung vier Wochen zur Abschrift.<sup>64</sup> Als er das Original wieder abgeben will, erfährt er, Molitor sei acht Tage zuvor gestorben und habe kein Testament hinterlassen. Er erhält daher die ihm versprochenen Bücher nicht.<sup>65</sup> Da das Sterbedatum in den Juli 1768 fällt, dürfte das Manuskript wohl im Juni 1768 in Jungs Hände gelangt sein. Er behielt das Original. Bisher konnte leider keines der beiden Exemplare gefunden werden.<sup>66</sup>

Jung hatte sich seit der Zeit, als er sich zum Medizinstudium entschloss, neben dem Sprachstudium in die allgemeinen Naturwissenschaften und besonders in die Anatomie eingearbeitet. Jetzt beginnt er anhand der von Molitor gesammelten und schriftlich fixierten Erfahrungen, Augenkrankheiten mit Erfolg zu behandeln. Sein erster Patient ist der 10jährige Sohn

<sup>63</sup> Ebd. über Johann Jung vgl. M. Geiger (A. 27), 553 f., A. 26.

<sup>64</sup> Das Manuskript muss also ziemlich umfangreich gewesen sein.

<sup>65</sup> Molitor starb im Juli 1768, vgl. o. A. 57.

<sup>66</sup> Das Manuskript müsste für Medizinhistoriker eine Fundgrube sein. Es ist zu bedauern, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach als verloren gelten muss. Die Darstellung des Todes von Meister Becker, die er an die Schilderung seines 2. Besuches bei Molitor anschliesst, suggeriert, Becker sei 1768 gestorben. In Wirklichkeit starb Becker jedoch schon am 25.7.1767. Vgl. 723 (244). Dass er demzufolge noch nichts von Jungs Vorbereitung auf das Medizinstudium wissen konnte, wie Benrath (ebd.) meint, ist nicht richtig. Lediglich von den Augenkuren konnte er 1767 noch nicht wissen, da Jung das Molitorische Manuskript erst 1768 bekam. Benrath bemerkt nicht, dass Jung sich bei der Angabe des Jahres irrt, in dem der Entschluss zum Medizinstudium fällt. Vgl. 722 (238).

eines der Knechte Flenders. Der Erfolg spricht sich schnell herum: «daher kam er bald in eine ordentliche Praxis, so dass er viel zu thun hatte, und gegen den Herbst schon, hatte sich das Gerücht von seinen Curen vier Stunden umher, bis nach Schöenthal (=Elberfeld) verbreitet» (244).

Damit ist klar, dass sich Jung über seine bisherige Anstellung bei Flender hinausentwickelte. Offensichtlich ist dies Flender selbst deutlich geworden. Er macht daher einen Versuch, seinen Hauslehrer bei sich zu halten und ihm gleichwohl das Medizinstudium zu ermöglichen: «er sollte noch einige Jahre bey ihm bleiben, und so vor sich studieren, alsdann wolle er ihm ein paar hundert Reichsthaler geben, damit könne er nach einer Universität reisen, sich examiniren und promoviren lassen, und nach einem viertel Jahr wieder kommen, und so bey Herrn Spanier ferner wohnen bleiben. Was er dann weiter mit ihm vor hatte, ist mir nicht bekannt geworden.» (245)

Bei der nüchtern-realistischen Art Flenders ist es unwahrscheinlich, dass er, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, für diesen Zweck einige hundert Reichstaler auszugeben bereit gewesen wäre. Ebenso wird es Flender klargewesen sein, dass ein Medizinstudium auf die Weise, die er vorschlug, nicht mit Erfolg zu absolvieren war. Eine praktische Ausbildung war unbedingt notwendig. Ohne sie konnte die für die Ausübung des Arztberufes wichtige Erfahrung nicht erworben werden. Was aber war seine Absicht? Jungs provokante Betonung, was Flender dann weiter mit ihm vorgehabt habe, sei ihm nicht bekannt geworden, scheint zumindest auf eine gewisse Hintergrundkenntnis hinzudeuten. Hier sind wir dem «gewissen Umstand», den Jung jenem frühen Kritiker gegenüber andeutete,<sup>67</sup> mit aller Wahrscheinlichkeit auf der Spur.

Flenders Plan missfällt Jung. Jung möchte gründlich studieren, um den Arztberuf als ihm von Gott gesetztes Lebensziel zum Besten der Menschen auszuüben. Der Vorschlag Flenders hätte ihn zum Quacksalber verdammt. Was das Studiengeld angeht, so wird indirekt deutlich, dass er mit der Unterstützung seines Arbeitgebers nicht rechnen durfte, wenn er dessen Vorschlag nicht akzeptierte.

Aber er tröstete sich: «der Gott, der ihn dazu berufen habe, der würde ihm auch Mittel und Wege in die Hand geben, dass ers ausführen könne» (245). So kommt es zu einer Verstimmung zwischen ihm und Flender, die es beiden geraten erscheinen liess, das Thema nicht mehr zu berühren.

Nach diesem Vorfall orientiert sich Jung auf den Abschied aus dem Hause Flender hin. Der Entschluss, ein vollgültiges Universitätsstudium zu

<sup>67</sup> Vgl. o. A. 4.



absolvieren, ist bekräftigt. Im Laufe seiner Augenbehandlungen gelangt er nach Ronsdorf, einem kleinen Ort in der Nähe von Elberfeld, in die Familie Heyder, die er in der Lebensgeschichte «Friedenberg» nennt (246–251). Die Familie Heyder pflegt ein pietistisch ausgerichtetes Christentum. Jung fühlt sich hier ausserordentlich wohl: «er hätte gern näher bei Herrn Friedenberg gewohnt, um mehr mit ihm und seinen Leuten umgehen zu können.» Da er aber weiterhin seine Arbeit bei Flender verrichten muss, kann er allenfalls alle vierzehn Tage für ein Wochenende nach Ronsdorf reisen. Er findet dabei in dem gastfreundlichen Haus Heyder Unterkunft, um die Augenkranken der Gegend zu behandeln. Als Frau Heyder im Frühjahr 1770 einem Mädchen das Leben schenkt, trägt man ihm das Patenamt an. Ohne von der Darstellung des Ereignisses selbst dazu gezwungen zu sein, bemerkt er dazu im Blick auf seinen Arbeitgeber: «Herr Spanier indessen konnte nicht begreifen, wie ein Kaufmann dazu komme, den Bedienten eines anderen Kaufmanns zu Gevattern zu bitten; allein Stillingen wunderte das nicht, denn Herr Friedenberg und er wussten von keinem Unterschied des Standes mehr, sie waren Brüder.» (247f.) Diese Bemerkung ist für den Gang der Ereignisse überflüssig, jedoch scheint hier für Jung selbst etwas Wichtiges zu liegen. Trotz des freundschaftlichen Umganges (230), den Flender mit ihm pflegte, bestand der Standesunterschied zwischen ihnen nach wie vor weiter. Aber warum erwähnt Jung ihn überhaupt, und warum setzt er diese Erwähnung absichtlich an diese Stelle? Wir werden den Tatbestand im Auge behalten müssen. Der «gewisse Umstand» muss mit Jungs Ausbildung zum Mediziner und mit dem Standesunterschied etwas zu tun haben.

Am Tage der Taufe verliebt sich Jung-Stilling, der inzwischen im 30. Lebensjahre steht, in Christine, die älteste Tochter Heyders, die damals 21 Jahre alt war (248). Schwächlich und kränklich, musste sie auch am Tage der Taufe ihrer jüngsten Schwester das Bett hüten. Zusammen mit einem ihrer Brüder hält er Nachtwache bei ihr. In einem kurzen Augenblick des Alleinseins verloben sie sich. Die Eltern geben später schweren Herzens ihre Einwilligung. Sie haben Sorgen wegen der Krankheit ihrer Tochter und wegen der nicht vorhandenen finanziellen Sicherung ihres künftigen Schwiegersohnes, der zwar grosse Pläne hat, aber kein Geld.

Geradezu ängstlich wird Jung jedoch, wenn er jetzt an Flender denkt: «Er war überzeugt, dass Herr Spanier, so bald er diesen Schritt erfahren würde, alsofort seinen Beystand von ihm abziehen und ihn abdanken würde, folglich wär er dann ohne Brod, und wieder in seine vorigen Umstände versetzt.» Er beschliesst, «weder Herrn Spanier noch sonst jemand in der Welt etwas von diesem Vorfall zu sagen» (251). Warum

sollte Flender so absolut gegen eine solche Verbindung eingestellt sein? Natürlich war sein Hauslehrer noch nicht so gut versorgt, dass er eine Familie ernähren konnte. Hätte er ihm das aber nicht ermöglichen können? Immerhin hatte er ihm beinahe sieben Jahre gedient. Zudem war er ja noch nicht verheiratet, sondern erst verlobt, und mit 30 Jahren war es für einen solchen Schritt wohl nicht zu früh. Die Angst Jung-Stillings, Flender könnte etwas von seiner Verlobung erfahren und ihm daraufhin die Stellung kündigen, muss deswegen als das dritte Moment verstanden werden, das uns auf der Suche nach dem «gewissen Umstand» als Hinweis dienen kann.

Fristgemäss, ein gutes Vierteljahr bevor er mit dem Studium beginnt, kündigt Jung seine Stellung bei Flender auf. Flender nimmt diese Kündigung schweigend entgegen: «aber von dem an war sein Herz von Stilling ganz abgekehrt, so dass ihm das letzte viertel Jahr noch ziemlich sauer wurde, nicht dass ihm jemand etwas in den Weg legte, sondern weil die Freundschaft und das Zutrauen ganz hin war (256). Diese Reaktion ist nur dann zu verstehen, wenn Flender eigene Pläne mit Jung hatte, an deren Verwirklichung ihm sehr gelegen war. Es ist der Darstellung der Lebensgeschichte anzumerken, dass Jung dieses unglückliche Ende seiner Zeit an der Kräwinklerbrücke nicht beabsichtigt hat. Geradezu der Entschuldigung dient seine Anmerkung: «Herr Spanier hatte seine wahre Absicht mit Stilling nie entdeckt. So wie sein Plan war, nur dem Titel nach Doctor zu werden, ohne hinlängliche Erkenntnisse zu haben, das war Stillingen unmöglich einzugehen; und entdeckte Spanier den Rest seiner Gedanken nicht ganz, so konnte es ja Stilling auch nicht wissen, und noch vielweniger sich darauf verlassen.» (256)

Die Antwort Jungs auf die Bemerkung eines frühen Rezensenten, der gemeint hatte, er habe sich von Flender nicht mit dem gebührenden Dank verabschiedet,<sup>68</sup> hatte den Hinweis gegeben, dass ein «gewisser», nicht näher bezeichneter «Umstand»<sup>69</sup> ihn zu seinem Verhalten gezwungen habe. Neben der Knappheit der Darstellung, die, vom Beginn abgesehen, von höflich-kühler Distanz bestimmt ist, sind es vor allem die folgenden Punkte, die auf die wahre Ursache der Entfremdung zwischen Flender und Jung hindeuten:

1. Flender möchte, dass sein Hauslehrer sich autodidaktisch auf das medizinische Examen vorbereitet und dann ein Vierteljahr eine Universi-

<sup>68</sup> Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit, 1779, 219 f.

<sup>69</sup> Ebd. 1779, 300.

tät besucht, um so die Prüfung abzulegen und zu promovieren. Dafür ist er bereit, ein paar hundert Reichstaler zu bezahlen, obwohl er gewusst haben muss, dass sich auf diese Weise allenfalls die akademische Titulatur, nicht aber die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zur Ausübung des Arztberufes erwerben liessen (245).

2. Im Zusammenhang des Patenamts bringt Jung-Stilling die Bemerkung an, Flender habe nicht verstehen können, wie ein Kaufmann den Bedienten eines anderen zum Gevatter wählen könne (247f.). Damit war auf den bleibenden Standesunterschied abgehoben, der zwischen Dienstherr und Bediensteten keinen unmittelbaren familiären Kontakt zulassen wollte (230).

3. Nach der Verlobung mit Christine Heyder hat Jung Angst, Flender davon zu unterrichten, weil er meint, er könnte dann Stellung und Brot verlieren.

Diese Ungewöhnlichkeiten lassen sich am besten durch die Annahme erklären, dass Flender beabsichtigte, Jung zu seinem Schwiegersohn zu machen. Zwar stand er in der Gesellschaftshierarchie zu tief, als dass dieses Vorhaben sich ohne weiteres hätte verwirklichen lassen. Deshalb war ein Universitätsexamen mit anschliessender Promotion notwendig. Als Dr. Johann Heinrich Jung aber wäre der Hauslehrer standesgemäss gewesen und hätte akzeptiert werden können. Dafür war die Kaufmannsfamilie bereit, die notwendige Summe Geldes zu bezahlen. Als sich dieser Plan, der – wie Jung mehrfach betont – ihm nie direkt unterbreitet wurde, zerschlug, war Flender sichtlich enttäuscht. Seine älteste Tochter Anna Margaretha was damals 21 Jahre alt, hätte von daher also gut zu dem 29jährigen Jung gepasst.<sup>70</sup> Vor Abschluss des Studiums und vor der Verleihung des Dokortitels konnte ihm dieser Plan aber nicht voll mitgeteilt werden. Denn was wäre geschehen, hätte Jung alles gewusst und dann die akademische Hürde nicht nehmen können? Alles hing daran, dass Jung sich willig seinem Dienstherrn fügte und den Titel erwarb. Doch das widersprach nach Jungs Meinung dem Plan der Vorsehung, die ihn, so schien es ihm, zum Mediziner bestimmt hatte. Er musste also von Flender Abschied nehmen<sup>71</sup> und darangehen, seinen Studienwunsch zu realisieren.

<sup>70</sup> Weyer 178, ihr Geburtsdatum 17.3.1749. Seine erste Frau Christine war im gleichen Jahr geboren (1.9.), Lebensgeschichte 694. Die Meinung Weyers (a.a.O. 187), Flender habe in Jung keinen Mann für *seine* Tochter gesehen, weil er bereits Jungs Patenschaft im Hause Heyder für nicht standesgemäss hielt und daher eine eheliche Verbindung noch viel weniger dulden konnte, erkennt, dass der Erwerb des Dokortitels ihn standesgemäss gemacht hätte.

## III

Wie eingangs angedeutet, gilt es zum Schluss, weitere Äusserungen Jungs aus dieser Zeit heranzuziehen, um zu sehen, ob sich von da her Modifizierungen, Ergänzungen oder Bestätigungen unserer These ergeben. In dem ausführlichen Brief an Lavater vom 29. April 1780 (659–666), in dem er seinen Lebenslauf schildert, erwähnt er die Zeit bei Flender nicht, folglich fällt hier auch kein Wort über den Plan, in diese Familie einzuhelraten. Auffällig ist nur, dass er in diesem Schreiben, in dem es um den grossen Schuldenberg geht, der infolge seines Studiums entstanden ist, nicht erwähnt, dass ihm der reiche Flender nicht einmal eine Starthilfe gegeben hatte.

In der Vorrede zum Lehrbuch der Staats-Polizey-Wissenschaft aus dem Jahre 1788 (673f.), in der er ebenfalls einen Abriss seines Lebens gibt, schreibt er nur andeutend: «Herr Flender bestärkte mich in dem Vorsatz (Medizin zu studieren), und er mochte wohl einen Plan mit mir haben, der seiner Meynung nach mich glücklich machen sollte, allein mein Plan konnte er nicht seyn.» Wir erfahren hier also nichts, was über die Angaben der Autobiographie hinausginge, obwohl die Formulierung erkennen lässt, dass Jung mehr gewusst haben muss, als er in der Lebensgeschichte zugibt.

Ein wenig deutlicher wird er im Jahre 1801, als er unter dem Datum vom 7.1. in einem an Wilhelm Berger gerichteten Brief schreibt: «Was sollte also nun aus mir werden? – es fand sich eine Gelegenheit, die Tochter eines blühenden Handelshauses zu heiraten. Das Mädchen war eine der grössten Schönheiten und sehr begabt, aber ich fand in meinem ganzen Wesen einen Widerwillen gegen die Handlung; ich fand zu viel Sünden darinnen, und ich hatte nicht Geldliebe genug, um in diesem Geschäft nicht früher oder später Fallit, und sehr unglücklich zu werden; ich schlug also diese Winke aus.» (686)

<sup>71</sup> In der Lebensgeschichte scheint es so (256), als habe Jung Michaelis, also Ende September 1770, das Haus Flender verlassen. Danach habe er sich noch vier Wochen bei seinen Schwiegereltern in Ronsdorf aufgehalten, erst dann sei er zum Studium nach Strassburg gegangen. Demnach wäre das erst Anfang November gewesen (257 f.). In seinem Datenmerkbuch (694) sagt er jedoch, dass er bereits am 28.8.1770 nach Strassburg gereist sei. Wenn also die Angaben des Kündigungstermins und der Kündigungsfrist von einem Vierteljahr stimmen und er sich auch im Datum der Abreise nicht geirrt hat, dann hätte er es nach der Kündigung nur noch einen Monat bei Flender ausgehalten und nicht einmal die volle Kündigungsfrist abwarten können.

Aus diesen Bemerkungen geht deutlich hervor, dass es in der fraglichen Zeit um eine Heirat ging, die ein Leben als Kaufmann zur Folge gehabt hätte und deswegen nicht zustande kam. Es ist unwahrscheinlich, dass dabei an ein anderes Mädchen als die älteste Tochter Flenders gedacht war. In der Begründung Jungs, warum er die ihm gebotene Möglichkeit ausschlug, ist hier auf seine Abneigung gegen ein Leben als Geschäftsmann abgehoben und nicht primär darauf, dass er nicht in den Plan Flenders eingeweiht gewesen war. Das wird jedoch durch den Adressaten des Briefes, einen frommen Anhänger Tersteegens, bestimmt sein. Ihm gegenüber argumentiert er grundsätzlich, was jedoch auch im Vergleich zur Lebensgeschichte nichts Neues ist. Hier hatte er lapidar bemerkt: «Die Kaufmannschaft ... war seinem Grundtrieb zuwider.» (236)

In dem «Rückblick auf Stillings bisherige Lebensgeschichte», den er zwischen dem 22. und 25. Dezember 1803 niederschrieb,<sup>72</sup> wird er, bei aller gebotenen Zurückhaltung,<sup>73</sup> noch deutlicher: «ob ich gleich von Natur keine Neigung zur Handlung hatte, so glaubte ich doch, es sey Gottes Führung, der ich wohl würde folgen müssen; besonders da mir auch heimlich versichert wurde, dass eine reiche, schöne und rechtschaffene junge Kaufmannstochter für mich bestimmt sey, ihr Vater wolle sie mir geben, und mich dann in Compagnie nehmen» (609). Auch die Frage des Standesunterschiedes spricht er hier an: Alle, die sein Schicksal lenken wollten, hätten gesagt, «es sey doch auffallend für eine vornehme Familie, einem Menschen, der noch vor kurzem ein Schneiderbursch gewesen sey; seine Tochter zu geben; hätte ich aber studirt und promovirt so könne das Alles denn doch füglich ausgeführt werden, ich wäre dann Doctor und Kaufmann zugleich. Das war der Plan der Menschen, und auch mein Plan, aber nicht der Plan meines himmlischen Führers.» (610)<sup>74</sup>

<sup>72</sup> G. A. Benrath, *Jung-Stillings Tagebuch von 1803*. In: *Der Pietismus in Gestalten und Wirkungen* Martin Schmidt zum 65. Geburtstag. Hg. v. H. Bornkamm, F. Heyer, A. Schindler, AGP 14, Bielefeld 1975, 79.

<sup>73</sup> Anna Margaretha Flender war 1802 gestorben; sie hatte Johann Otto Achenbach geheiratet (Weyer 190; leider gibt Weyer nicht an, zu welchem Zeitpunkt die Heirat erfolgte). Es lebten aber noch die beiden Brüder Flender und mindestens eine Schwester. Vgl. o. A. 55.

<sup>74</sup> Es ist merkwürdig, dass diese Zusammenhänge in der bisherigen Stilling-Forschung nicht gesehen wurden. Weyer (187) hatte diese Sicht sogar abgelehnt, aber, wie A. 70 nachgewiesen werden konnte, mit falscher Begründung. Lediglich L. Przybylski (*Jung-Stilling in Elberfeld von 1772 bis 1778*. In: *Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands*, 19 (1970) 162–171) schreibt «Der enttäuschte Flender, der auf eine Einheirat Jungs in seine Familie gehofft hatte und der überraschte Jung, der nun mittellos vor dem Beginn seines medizinischen Studiums stand, trennten sich» (165). Dass Jung überrascht war, wird man nicht sagen können. Er ahnt genau, was auf ihn zukommt. Przybylski begründet seine Aussage im übrigen nicht.



Demzufolge kannte Jung die Absichten Flenders ganz genau, doch nicht von ihm selbst, sondern durch Vermittlung Dritter. Insofern ist die Formulierung, die er in der Lebensgeschichte verwendet: «Was er dann weiter mit ihm vorhatte, ist mir nicht bekannt geworden,» unzutreffend (245). Der Sache näher kommt die Bemerkung, die er anlässlich seines Abschiedes aus dem Hause Flender macht: «und entdeckte Spanier den Rest seiner Gedanken nicht ganz, so konnte es ja Stilling auch nicht wissen, und noch vielweniger sich darauf verlassen» (256). Danach muss Jung auf ein offenes Wort seines Gönners vergeblich gewartet haben. Er, dessen Denken am Erfolg orientiert war, musste das fehlende Versprechen mit in Betracht ziehen, wenn er über die Führung Gottes in seinem Leben nachdachte. Dass der Plan Flenders zumindest eine Zeitlang auch sein eigener Plan war, gibt er selbst zu. Aber waren da nicht wieder die eitlen Wünsche nach Ruhm und Ehrbegierde mit im Spiel, die ihm Gott bisher immer unter grossen Schmerzen hatte austreiben müssen? Waren es nicht Fügungen des Himmels, dass er einerseits keine Neigung dazu hatte, den Beruf eines Kaufmanns auszuüben und andererseits Flender sich mit der Abgabe eines definitiven Versprechens zurückhielt? So ungefähr könnten die Überlegungen Stillings ausgesehen haben.<sup>75</sup> Jedenfalls entscheidet er sich für den Weg der Ungewissheit in voller Überzeugung, er entspreche dem Plan der Vorsehung.

Hat man den eigentlichen Hintergrund dieses Aufenthaltes bei Flender einmal in den Blick bekommen, so klärt sich manches, was anders unverständlich bleiben müsste. Da sind einmal die Merkwürdigkeiten in der knapp gehaltenen Schilderung, die bleiben, auch wenn man sein später formuliertes Darstellungsprinzip schon hier am Werk sieht: «Doch ich schrieb ja nicht Stillings ganzes Leben und Wandel, sondern die Geschichte der Vorsehung in seiner Führung.» (437) Da ist vor allem auch die merkwürdig überhastet vorgenommene Verlobung mit der kranken Christine Heyder (250), für die sein Merkbuch das Datum des 12.2.1770 angibt (690). Jung will ganz plötzlich am Krankenbett bemerkt haben, dass es der Wille Gottes sei, sich mit diesem Mädchen zu verloben und versichert, sinnliche Reize seien dabei nicht im Spiel gewesen (250). Hat aber nicht, so

<sup>75</sup> Im «Rückblick» (610 f.) sieht es so aus, als ob er durch die Übergabe des Molitorschen Manuskripts zur endgültigen Überzeugung gelangt sei, er müsse sich grundlegende medizinische Kenntnisse erwerben, um den Beruf eines Arztes auszuüben. Dadurch sei der Plan Flenders, nur dem Titel nach Doktor zu werden, hinfällig geworden. In der Lebensgeschichte ist es jedoch umgekehrt (244 f.). Da unterbreitet ihm Flender erst den Vorschlag, nachdem er das Manuskript schon abgeschrieben hatte. Welche zeitliche Reihenfolge zutreffend ist, wird sich nicht mehr entscheiden lassen.

wird man wohl fragen dürfen, diese Erfahrung des Willens Gottes auch ihre ganz menschlich-psychologische Komponente? War nicht mit diesem Schritt die Situation der Unentschiedenheit, des quälenden Wartens auf ein Wort Flenders mit einem Male vorbei? Gewisse Tendenzen zur Flucht aus der unklaren Situation in der Familie seines Gönners werden bei dieser überraschenden Verlobung zweifellos mitgespielt haben.

Als Studienort wählt Jung-Stilling Strassburg. Veranlasst war die Wahl durch den Hinweis von Elberfelder Freunden, der Chirurg Troost wolle zur Weiterbildung dorthin reisen (257). Aber wäre ein Studium an der nahegelegenen Universität Duisburg nicht zweckmässiger, weil preiswerter gewesen?<sup>76</sup> Auch hier könnte dieselbe Fluchttenzend eine Rolle gespielt haben.

So war Jung schliesslich von neuem in eine Situation geraten, in der er keine menschlichen Stützen zu haben schien. Dabei steht er vor der Aufgabe, im 30. Lebensjahr noch Medizin zu studieren, wobei im Hintergrund immer die mit dem Verlöbniß eingegangene Verpflichtung wirksam bleibt. Wie schon vor seiner Zeit bei Flender, so versichert er sich der Richtigkeit seiner Einsicht in die Führung Gottes auch jetzt mittels eines logischen Schlussverfahrens: «Gott fängt nichts an, oder er führt es auch herrlich aus. Nun ist es aber ewig wahr, dass er meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zuthun so geordnet hat.» «Folglich: ist es auch ewig wahr, dass er alles mit mir herrlich ausführen werde.» Menschlich gesehen, muss sein Verhalten als reiner Leichtsinn bezeichnet werden, wenn er sagt: «Mich soll doch verlangen, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird!» (259)

Auch mit dem Abschluss des Medizinstudiums, der Heirat und dem Beginn der Arztpraxis in Elberfeld war der Weg, den die Vorsehung Gottes mit ihm gehen wollte, noch nicht zu Ende. Die aus dem Studium resultierende Schuldenlast sollte ihn noch über 30 Jahre lang drücken, bis sie anlässlich seiner ersten Reise in die Schweiz im Jahre 1801 auf wunderbare Weise getilgt wurde (548). Den erlernten Arztberuf freilich brachte er bereits nach sechseinhalb Jahren hinter sich (369). Aber auch die im Anschluss daran wahrgenommene Professur für Wirtschaftswissenschaften, zunächst in Kaiserslautern (1778–1784) und Heidelberg (1784–1787), später dann in Marburg (1787–1803) war nicht die letzte Station auf dem Weg, den er zu gehen hatte. Diese sollte er erst mit seiner Tätigkeit als Berater Karl-Friedrichs von Baden (seit 1803), als religiöser Volksschriftsteller und als Tröster vieler Korrespondenten erreichen. Aber noch jetzt,

<sup>76</sup> W. Ring, *Geschichte der Universität Duisburg*, Duisburg 1920.



nachdem er schon längst wieder von Marburg weggezogen und über Heidelberg (1803–1807) nach Karlsruhe (1807–1817) gekommen war, bemerkte er in einem Brief an Malchen Schwarz (8.7.1813), eine seiner Enkelinnen, die eine Reise an die Stätten von Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft unternehmen möchte: «Von da an eine Stunde weiter an der Kräwinkler Brück wohnen meine ehemaligen Eleven, die Herrn Flender («Spaniers Söhne»), ob es aber (d)er Mühe lohnen wird, dass ihr dahin geht, das weiss ich nicht: denn ich weiss nicht wie die Herrn gesinnt sind.»<sup>77</sup> Fast 43 Jahre später war sich der greise Badische Hofrat der unguten Situation also noch wohl bewusst, die er im Hause Flender hinter sich liess, um auf dem Weg der Vorsehung weiterzuziehen, dem Ziel seiner «Bestimmung» entgegen.

*Rainer Vinke, Mainz*

<sup>77</sup> Zeitschrift «Siegerland» 22 (1940) Heft 3, 56. Die beiden Söhne Flenders lebten noch. einer starb allerdings im Jahr der Reise von Malchen Schwarz. Ein genaues Datum wird von Weyer nicht mitgeteilt. Vgl. diese Arbeit A. 55.